



„Analiza i Egzystencja” 70 (2025), 45–72
ISSN (print): 1734-9923
ISSN (online): 2300-7621
DOI: 10.18276/aie.2025.70-02

ARTYKUŁY

ANITA PACHOLIK-ŻUROMSKA

Nicolaus Copernicus University
ORCID: 0000-0002-8674-9412
email: apz@umk.pl

Die Relevanz der Vorstellungslehre von Kazimierz Twardowski für die Repräsentationale Theorie des Geistes

Schlüsselwörter: Inhalt, Objekt, Repräsentationen, Sinn, Bedeutung, mentale
Phänomene, Intentionalität

Keywords: content, object, representations, sense, meaning, mental phenomena,
intentionality

Słowa kluczowe: treść, przedmiot, reprezentacja, sens, znaczenie, zjawiska mentalne,
intencjonalność

The Relevance of Kazimierz Twardowski's Theory of Presentation for the Representational Theory of Mind

Abstract

The aim of this paper is to compare the Representational Theory of Mind (RTM) with the phenomenological approach to the mental. To this end, I relate the philosophical views of Franz Brentano and Kazimierz Twardowski to the theses of the Representational Theory of Mind, which was written by Jerry Fodor. I refer in particular to Twardowski, who conducted his research with a phenomenological background in the field of descriptive psychology using the method of conceptual analysis. His approach corresponds to the analytical philosophy of mind, which, among other things, asks about the nature of representations. I compare Twardowski's view

on the structure of mental phenomena and the mechanism of their functioning with the RTM formulated by Jerry Fodor. I argue that applying Twardowski's concept instead of Frege's, which Fodor uses, would correct RTM accordingly and solve the problems with intentional and phenomenal content, because RTM does not necessarily require the propositional form of content.

Einführung

Die gegenwärtige Philosophie des Geistes stellt Geistforscher vor die Entscheidung: entweder ist man Repräsentationalist – und damit ein Anhänger des komputationalen Modells des Geistes – oder man befürwortet die sogenannten 4-E-Theorien, die behaupten, dass der Geist verkörpert (*embodied*) und erweitert (*extended*) ist. Die 4-E-Theorien greifen oft auf die phänomenologische Tradition zurück, indem sie die Rolle der direkten Interaktion des Subjekts mit seiner Umwelt hervorheben (die Kognition ist *enactive*), wobei Repräsentationen eher „hinderlich“ sind (vgl. Schlicht, Smortchkova, 2018, S. 33)¹.

Die klassische Version des Komputationalismus – die Repräsentationale Theorie des Geistes (RTM) – enthält zwei stark miteinander verbundene ontologische Behauptungen: mentale Zustände sind real und der Geist ist *de facto* ein Computerprogramm (Fodor, 1994). Die Repräsentationen sind Informationsträger und ihre Bestandteile sind Begriffe, die eine kausale Rolle spielen (kausale Rollensemantik), d.h., mentale Prozesse haben semantische und syntaktische Eigenschaften, was ermöglicht, von einem wahren Gedanken zu einem anderen wahren Gedanken überzugehen. Mentale Zustände sind also Handlungsdispositionen – das Ergebnis der verarbeiteten Information, die von den Sinnen geliefert und von Repräsentationen getragen wird². Repräsentationen sind Symbole, an denen Rechenoperationen durchgeführt werden. Der Geist wird somit als internalistisch aufgefasst, denn der Inhalt mentaler Zustände wird durch die inneren Verhältnisse zwischen den Symbolen der Sprache des Denkens bestimmt (vgl. Schröder, 2001).

¹ Das vierte „E“ befindet sich in der These, dass unsere Kognition in der Welt verankert (*embedded*) ist (Wilson, 2002).

² Das Verstehen der mentalen Zustände als Handlungsdispositionen ist für den Funktionalismus charakteristisch (Fodor, 1985; Kriegel, 2006).

Die klassische Version des Komputationalismus muss sich vor allem mit dem Problem der Implementierung auseinandersetzen: Was genau sind diese Berechnungen, die die Informationen in intentionale Inhalte umwandeln? Ein weiteres Problem besteht darin, dass Repräsentationalismus (bzw. Komputationalismus) die ontologische Möglichkeit phänomenaler Zombies zulässt, die funktional und physisch identisch mit den Menschen seien, allerdings ohne Empfindungen (Chalmers, 1996; Kriegel, 2006). Solche Zombies würden sich in keiner Weise von Menschen unterscheiden, außer in einem – sie haben keine phänomenalen Erfahrungen. Das Problem mit intentionalen Zombies besteht darin, dass Intentionalität als naturalisiert angesehen wird, und sich in einer propositionalen Struktur widerspiegelt (Dretske, 1995). Um das Problem intentionaler, aber unbewusster Wesen zu vermeiden, muss man annehmen, dass Intentionalität eine Eigenschaft des Bewusstseins ist.

Diese oben genannten Probleme führten – neben einigen anderen – in der Kognitionswissenschaft und in der Philosophie des Geistes zu einer „phänomenologischen Wende“ (Gallagher, Zahavi, 2008; Smith, Thomasson, 2005). Innerhalb der neuen phänomenologischen Herangehensweise an den Geist war der Enaktivismus am stärksten anti-repräsentationalistisch (Seth, 2015). Unter den Vertretern des Enaktivismus und der Theorie von *Embodied Mind* sind vor allem Francisco Varela, Humberto Maturana, Eleanor Rosch und Evan Thompson zu nennen, die an die Traditionen der Phänomenologie Edmund Husserls und der Wahrnehmungstheorie Maurice Merleau-Pontys anknüpfen. Vor allem hat man die Rolle des Körpers in den kognitiven Prozessen des Subjekts und die Tatsache betont, dass Kognition auf der Aktivität des Subjekts beruht. Enaktivismus definiert die kognitiven Fähigkeiten eines Organismus unter anderem als konstituiert durch Handlungen, die diese Wahrnehmung kontrollieren. Die kognitiven Strukturen entstehen dabei aus repetitiven sensomotorischen Schemata, die eine Steuerung des Handelns z.B. durch Wahrnehmung bewirken.

Die größte Kritik der Repräsentationen bestand darin, dass sie für dynamische kognitive Systeme zu statisch sind und dass natürliche kognitive Systeme eigentlich ohne sie funktionieren (Chemero, 2000). Allerdings eliminierten die gemäßigeren Ansätze in den 4-E-Theorien den Repräsentationalismus nicht vollständig, sondern modifizierten die Konzeption

der Repräsentation, die sowohl dynamisch und nicht sprachlich sein als auch mit einem verkörperten selbstorganisierenden System interagieren sollte (Metzinger, 2004). Infolgedessen wurde die von Fodor vorgeschlagene, recht feine, jedoch nicht ausreichende Architektur des Geistes abgelehnt und man versuchte, eine neue zu bauen, die Repräsentationen, Berechnungen und Phänomenologie miteinander kombinieren würde.

Dieser Aufsatz beschreibt eben solch eine Architektur, die einerseits der phänomenologischen Tradition folgt, andererseits aber im Paradigma des Komputationalismus bestehen bleibt. Zu diesem Zweck werden die phänomenologische Intentionalitätstheorie mit der gegenwärtigen repräsentationalen Theorie des Geistes zusammengestellt³. Diese Verfahrensweise ermöglicht eine nicht-banale Auffassung der relationalen Struktur des Denkens und verbindet die Phänomenologie mit dem Repräsentationalismus⁴.

Besonders zwei Phänomenologen werden gegenwärtig sowohl in der Philosophie des Geistes als auch in der Kognitionswissenschaft zitiert. Das sind Franz Brentano (1838–1917) mit seiner *Psychologie vom empirischen Standpunkt* (1874) und Edmund Husserl (1859–1938) mit seinen *Logischen Untersuchungen* (1900–1901). Demgegenüber sind ihre Schüler – sowohl Kazimierz Twardowski (1866–1938) als der Nachfolger von Brentano als auch Roman Ingarden (1893–1970) als der Nachfolger von Husserl – einem eher engeren Kreis von Spezialisten bekannt, obwohl ihre Ideen bei der Lösung von detaillierten und spezifischen Problemen der gegenwärtigen Philosophie des Geistes und Kognitionswissenschaft durchaus hilfreich sein könnten. Ich konzentriere mich in diesem Aufsatz auf das Werk von Twardowski, denn seine phänomenologische Lehre über Inhalt und Gegenstand enthält alle Elemente, die zur Entstehung einer gelungenen Architektur des Geistes nötig sind: Die Vorstellung entspricht der Repräsentation,

³ Das Hauptwerk, auf das ich mich hier beziehe, ist Twardowskis Habilitationsschrift *Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen* (1894), Nachdr. d. 1. Aufl., Wien 1894. Einf. von Rudolf Haller. Mit e. Personen- u. Sachreg. von R. Fabian. München, Wien: Philosophia Verlag, 1982.

⁴ Der Grund, warum Twardowski als Phänomenologe bezeichnet werden kann, liegt an seiner Zugehörigkeit zur Brentano-Schule, auch wenn er sich kritisch gegenüber Brentano positionierte. Die Tatsache ist, er war ein Schüler von Brentano und „seine Analyse von Akten, Inhalten und Gegenständen der Vorstellung wie auch des Urteils erfolgt auf dem Boden der deskriptiven Psychologie“ (Haller, 1982, S. VIII), die von Brentano auch als „beschreibende Phänomenologie“ bezeichnet wurde (vgl. Haller, 1982, S. VIII).

aber ihre Struktur erfasst eine intentionale Beziehung besser als der sprachbezogene Aufbau. Die Vorstellung besteht aus dem Inhalt, der gedacht (vorgestellt) wird, und dem Gegenstand, der durch den Vorstellungsinhalt (oder die Vorstellung) veranschaulicht wird. Der Gegenstand gehört zusammen mit dem Inhalt zu der relationalen Konstruktion des mentalen Phänomens. Außerdem lässt Twardowskis Konzeption zu, dass „zumindest einige Inhalte das haben, was wir heute phänomenale Eigenschaften nennen“ (zit. nach Hickerson, 2009, S. 1). Das wäre eine modifizierte Repräsentation, die erlaubt, solche Probleme zu vermeiden, mit denen die RTM nicht zurechtgekommen ist: den intensionalen, subjektbezogenen Kontext und den phänomenalen Inhalt des Erlebnisses.

Die Zusammenstellung von Fodor und Twardowski kann auf den ersten Blick ungewöhnlich vorkommen, weil die beiden unterschiedliche Traditionen vertreten. Fodors Hintergrund liegt nicht in der Philosophie, sondern in der kognitiven Linguistik, er betrachtet den Geist als ein „Computersystem“, das im Gehirn implementiert ist, und er geht davon aus, dass die RTM durch empirische Beweise gestützt wird. Twardowski hingegen interessiert sich lediglich für die Beschreibung der Struktur mentaler Phänomene auf der Basis eines „introspektiven Zugangs“ oder einer „inneren Wahrnehmung“. Dabei werden Gehirnmechanismen von ihm überhaupt nicht berücksichtigt. Die Theorien von den beiden Forschern haben jedoch zwei starke Schnittpunkte: Realismus über Intentionalität und methodologischer Solipsismus. Es wird hier argumentiert, dass Intentionalität am besten auf Twardowskis Weise als Beziehung zwischen einem Akt und einem Objekt beschrieben wird, das unter einem bestimmten Aspekt erscheint, im Gegensatz zu einer Beziehung zwischen einer Einstellung und einem Satz (*propositional attitude*), was für Fodors Auffassung der Intentionalität charakteristisch ist.

Nach der Definition des methodologischen Solipsismus setzt der psychische Zustand, in dem sich das Subjekt befindet, nicht die Existenz anderer Subjekte voraus. Die Erkenntnis kann nur durch die Beobachtung und Analyse unserer eigenen mentalen Zustände und Prozesse erfolgen, während die Existenz der anderen Subjekte und der physischen Welt nicht direkt beobachtet werden können. Dazu gehört auch die internalistische Kausaltheorie von Fodor, der zufolge Repräsentationszustände nur hinsichtlich ihrer Beziehungen zu anderen Repräsentationszuständen individuiert werden können.

Das Ziel dieses Aufsatzes ist es, die Repräsentationale Theorie des Geistes (RTM) mit dem phänomenologischen Ansatz des Mentalen zu vergleichen. In der Kritik der RTM beziehe ich mich auf die Theorie von Twardowski, der seine phänomenologisch fundierte Untersuchung auf dem Gebiet der deskriptiven Psychologie mit der Methode der Begriffsanalyse durchgeführt hat. Seine Verfahrensweise entspricht der analytischen Philosophie des Geistes, die unter anderem nach der Natur der Repräsentationen fragt. Zuerst beschreibe ich den gemeinsamen Hintergrund, nämlich die zentrale ontologische Behauptung, dass Intentionalität eine reale Eigenschaft des Geistes ist. Der Realismus über Intentionalität spiegelt sich im Repräsentationalismus wider, den ich im Folgenden bespreche. Danach konzentriere ich mich auf den methodologischen Solipsismus, der sich im Falle der RTM im Problem der Intension ausdrückt: dieses Problem sollte nämlich nicht vorkommen, wenn der Geist ein Computerprogramm wäre. Im Allgemeinen ist der intentionale Inhalt des mentalen Zustandes das, woran Komputationalismus scheitert. Ich argumentiere hier, dass die Anwendung der Nomenklatur von Twardowski anstelle des konzeptuellen Apparatus von Gottlob Frege besser zur RTM passen würde, denn RTM verlangt nicht unbedingt die propositionale Form des Inhalts. So hat Fodor beispielsweise ein Problem mit der Antwort auf die Frage, warum es zu dem Irrtum in Bezug auf koextensionale Begriffe kommt. Die Auffassung von Twardowski bietet eine Lösung dieses Problems an, daher – um einen modifizierten Repräsentationalismus darzustellen – verwende ich dessen Konzeption, die die Werkzeuge von der *Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen* benutzt.

Intentionalität als eine reale Eigenschaft des Geistes

Der gemeinsame Punkt der phänomenologischen Untersuchungen, sowohl von Brentano und Husserl als auch von Twardowski und Ingarden, ist die Beschäftigung mit dem Problem der Intentionalität, das in ihren Ontologien und Erkenntnistheorien auftaucht. Vom philosophischen Standpunkt aus kann man Intentionalität als eine Eigenschaft des Geistes verstehen, denn sie wird als eine Beziehung auf etwas als Objekt bzw. intentionale Inexistenz definiert, die nur für psychische Phänomene charakteristisch ist (vgl. Brentano, 1894, S. 127):

Wir fanden demnächst als eine unterscheidende Eigentümlichkeit aller psychischen Phänomene die intentionale Inexistenz, die Beziehung auf etwas als Objekt. Keine von den physischen Erscheinungen zeigt etwas Ähnliches (Brentano, 1894, 126–127).

Die Intentionalitätstheorie von Brentano wurde von jenen Philosophen übernommen, die einen Repräsentationalismus in der Philosophie des Geistes vertreten. Sie basiert auf dem Ansatz von Brentano, der besagt, dass die psychischen Phänomene immer einen Inhalt bzw. ein immanentes Objekt haben, worauf man sich in einem psychischen Akt bezieht: „Jedes psychische Phänomen [...] enthält etwas als Objekt in sich, obwohl nicht jedes in gleicher Weise“ (Brentano, 1984, S. 115). Was noch hinzugefügt wurde, ist vor allem das Verstehen des Objekts als einen semantischen Inhalt bzw. eine Repräsentation. Die Auffassung vom Inhalt als sprachähnlich ausgeprägt ermöglichte, den mentalen Zuständen die Erfüllungs- und Wahrheitsbedingungen zuzuschreiben.

Das Problem der Auffassung der intentionalen mentalen Zustände lag in der gegenwärtigen Theorie des Geistes hauptsächlich darin, dass die Definition von Intentionalität zu stark verallgemeinert wurde. Zu sagen, dass Intentionalität das Gerichtetsein bedeutet, ist zu wenig, denn man kann die Beziehungskomponente beliebig substituieren, was aber den Intentionalitätsbegriff verzerren würde. Für Fodor heißt die Intentionalität, dass sich die psychischen Zustände auf einen Gegenstand beziehen, der von einem Inhalt repräsentiert wird, wobei der Gegenstand als etwas Äußeres und der Inhalt als etwas Inneres – das immanente Objekt – zu verstehen sind. Ob diese dreifache Teilung gerechtfertigt ist, ist eine Frage der Interpretation von Brentano.

Manche gegenwärtige Interpretationen von Brentanos Hauptwerk neigen dazu, die Relation zwischen dem mentalen Akt und dem Objekt als durch den Inhalt vermittelt zu verstehen (vgl. Betti, 2017, S. 308; Chudzimski, 2001a). Schon sein Schüler, Kazimierz Twardowski, argumentierte, dass man das Objekt vom Inhalt der mentalen Phänomene unterscheiden soll (vgl. Twardowski, 1894/1982, S. 4). Allerdings ist der Einwand eher ungerecht, da man auch bei Brentano entsprechende Formulierungen finden kann (Fréchette, 2013). Das Objekt ist in einem doppelten Sinn zu verstehen: einmal als ein äußerer Gegenstand, einmal als ein immanentes Objekt bzw. der Inhalt. Um die beiden Arten von Objekten zu unterscheiden,

verzichtet man auf die Rede vom immanenten Objekt und bedient sich stattdessen nur des Begriffs des Inhalts. Der Inhalt repräsentiert den äußeren Gegenstand, d.h. ein Subjekt bezieht sich durch eine Repräsentation auf einen externen Gegenstand (ein Objekt in der Welt) und bildet somit den Inhalt des mentalen Aktes: Das Subjekt bezieht sich auf ein äußeres Objekt (falls ein solches existiert) „durch“ ein entsprechendes immanentes Objekt (Chrudzimski, 2001a, S. 132) und das immanente Objekt *vermittelt* die intentionale Beziehung durch eine deskriptive Repräsentation (Chrudzimski, 2001a, S. 39).

Eine Repräsentation ist ein Bündel von Merkmalen, die das existierende äußere Objekt zu identifizieren erlauben (vgl. Chrudzimski, 2001a, S. 38). Chrudzimski (2001a, S. 21; 2005, S. 136) interpretiert den intentionalen Bezug bei Brentano als eine Quasirelation, während z.B. Kriegel (2016) darauf hinweist, dass Intentionalität in Brentanos reifer Sichtweise eine nicht-relationale, intrinsische Eigenschaft von Subjekten ist. Dabei bezieht er sich auf die Worte von Brentano selbst, der schreibt, dass eine psychische Beziehung sich von der Relation im eigentlichen Sinne unterscheidet, weil das Objekt des Denkens nicht existieren muss (vgl. Brentano, 1911).

Auf jeden Fall lieferte Brentanos Intentionalitätstheorie einen fruchtbaren Boden für die Überlegungen über die Architektur des Geistes, dessen Bestandteile mentale Repräsentationen sind. Sie hat auch stark die Konzeption von Twardowski beeinflusst. Im Folgenden soll gezeigt werden, warum die von Twardowski angebotene Auffassung der Intentionalität sich gut dazu eignet, den repräsentationalen Charakter des Geistes zu beschreiben. Zuvor aber soll die Repräsentationale Theorie des Geistes kurz umrissen werden.

Repräsentationalismus in der Philosophie des Geistes

Der klassische Repräsentationalismus knüpft an die Computermetapher an, die besagt, dass das Denken einem Computerprogramm ähnlich funktioniert. Das Paradigma wurde mit dem Text von Alan Turing „Kann eine Maschine denken?“ gegründet und unter anderem von Stephen Stich und Jerry Fodor fortgesetzt (vgl. Turing, 1950/1994; Fodor, 1975; Stich, 1983).

2 Mentale Repräsentationen sind die kleinsten Träger von intentionalem Inhalt (vgl. Fodor, 1998, S. 7–15).

Die kleinsten Bestandteile der Repräsentationen sind Begriffe, die als Atomeinheiten betrachtet werden sollen. Zwischen ihnen bestehen keine interkonzeptuellen Beziehungen, also z.B. der Begriff JUNGGESELLE zieht keine Notwendigkeit für den Begriff EIN NIE VERHEIRATETER MANN nach sich. Trotzdem hängen ihre semantischen Eigenschaften von den syntaktischen ab. Die mentalen Repräsentationen erben von den Begriffen den intentionalen Inhalt, was z.B. erklärt, warum jemand eine Repräsentation von BUFFALO BILL, aber nicht von WILLIAM FREDERICK CODY haben kann. Die kausalen Relationen entstehen innerhalb der sprachlichen Struktur des Inhalts der propositionalen Einstellung. Anders gesagt, die Verbindungsregeln von Symbolen entweder erlauben eine Entstehung einer semantischen Struktur, oder sie lassen es nicht zu.

3 Denken ist eine Berechenbarkeit (vgl. Fodor, 1998, S. 7–15).

Der Ansatz 3 folgt direkt aus den Ansätzen 1 und 2. Die Berechenbarkeit versteht Fodor als eine Manipulation an Symbolen mittels bestimmter Regeln. Mentale Prozesse sind also ein Effekt von der Zusammensetzung der kausalen Eigenschaften der mentalen Repräsentationen sowie ein Resultat der funktionalen bzw. komputationalen Rollen der Relationen:

Gibt es in dem System mehrere formal gleiche Repräsentationen, d.h. Repräsentationen mit gleichem Inhalt, dann realisieren diese Repräsentationen verschiedene propositionale Einstellungen, wenn sie verschiedene funktionale Rolle haben (Schröder, 2001, S. 49).

Die Kausalität der mentalen Repräsentationen beruht darauf, dass sie ein bestimmtes Verhalten verursachen. Damit kann man z.B. das Verhalten von Ödipus erklären, der Iokaste, aber nicht seine Mutter heiraten wollte. Er hatte nämlich zwei unterschiedliche Einstellungen, d.h. er dachte: „Ich will Iokaste heiraten“ und nicht „Ich will meine Mutter heiraten“, weil die Repräsentationen mit dem gleichen Inhalt bei ihm verschiedene funktionale Rollen erfüllten. Es stellt sich die Frage, wodurch diese funktionalen Rollen determiniert sind, worauf unter Punkt 5 weiter einzugehen ist.

4 Bedeutung ist eine Information (vgl. Fodor, 1998, S. 7–15).

Mentale Repräsentationen sind nicht nur die kleinsten Träger von intentionalem Inhalt, sondern auch der Information, weil sie semantische Einheiten sind. Sie bilden Propositionen, sog. Dass-Sätze. Die Voraussetzung von Berechenbarkeit als einem Mechanismus der Denkprozesse zog auch den Ansatz nach sich, dass das Denken auf Informationsbearbeitung beruht. Das ist insofern wichtig, als eine Information als wahr oder falsch beurteilt werden kann. Anders gesagt, Informationen und damit letztendlich auch propositionale Einstellungen haben Erfüllungs- und Wahrheitsbedingungen. Eine Überzeugung, z.B.: „Ich glaube, dass in der Nacht alle Katzen schwarz sind“ ist wahr, wenn das in ihr enthaltene Urteil „In der Nacht sind alle Katzen schwarz“ wahr ist. Wenn aber der menschliche Geist tatsächlich wie eine Turing-Maschine funktionieren würde, wären auch die Irrtümer, die in intensionalen Kontexten entstehen, nicht möglich. Die Ursache dieser Irrtümer ist ein psychologisches Element, das durch die subjektive Wahrnehmung entsteht, was hier bedeutet, dass die propositionalen Einstellungen eines Subjekts dadurch determiniert sind, dass es in einer individuellen Relation zu seiner Umgebung steht. Anders gesagt, seine mentalen Repräsentationen entstehen aufgrund einer individuellen kausalen Relation.

5 Was die koextensiven Begriffe unterscheidet, ist „im Kopf“. Es ist eine direkte Ursache/ Wirkung von mentalen Prozessen (vgl. Fodor, 1998, S. 7–15).

Warum ein Austausch von koextensiven Begriffen im intensionalen Kontext des Satzes einen Einfluss auf den logischen Wert des Satzes hat, begründet Fodor auf eine für den Internalismus charakteristische Weise. Er bedient er sich des oben genannten Beispiels von Ödipus, der die Überzeugung: „Ich heirate Iokaste“ für wahr, und die Überzeugung „Ich heirate meine Mutter“ für falsch hielt, obwohl die Namen „Iokaste“ und „Ödipus’ Mutter“ denselben Referenten (Bedeutung) haben. Die Möglichkeit des Irrtums erklärt Fodor mittels des Fregeschen Begriffs von Sinn. Den Namen „Iokaste“ und „Ödipus’ Mutter“ schreibt er die zwei entsprechenden Begriffe zu: IOKASTE und ÖDIPUS’ MUTTER. Was die Begriffe voneinander unterscheidet, ist nach Fodors *mode of presentation*, also nach Gottlob Frege, die Art des Gegebenseins, d.h. der Sinn. Ein so verstandener Sinn ist die Ursache

der mentalen Prozesse. Eine Überzeugung stellt also nach Fodor die Relation zwischen Individuum, Proposition und Art des Gegebenseins dar:

Propositionale Einstellungen sind Relationen zwischen den Individuen, Propositionen und Arten des Gegebenseins. [...] Arten des Gegebenseins sind Sätze (in der Sprache des Denkens [mentalesisch]), und Sätze sind nicht nur durch den Inhalt der Proposition, sondern auch durch die Syntax individuiert (Fodor, 1994, S. 73).

Der Sinn bildet eine Repräsentation. Wenn jemand zwei verschiedene Repräsentationen von einem Objekt hat, sind sie *de facto* zwei verschiedene Arten des Gegebenseins bzw. verschiedene Sinne, die diese Repräsentationen determinieren und damit kausal verschiedene (in Bezug auf den logischen Wert) Überzeugungen beeinflussen. Begriffe sind die Bestandteile der Repräsentationen und *de facto* sind sie die Arten des Gegebenseins. Begriffe sind somit einerseits eine innere Ursache von bestimmten mentalen Zuständen, andererseits sind sie aber etwas, was alle mitteilen. Sie haben also sowohl eine subjektive als auch eine objektive Eigenschaft. Problematisch ist eben die subjektbezogene Funktion, die sich im methodologischen Solipsismus widerspiegelt.

Die Probleme des methodologischen Solipsismus in der RTM

Fodors methodologischer Solipsismus setzt voraus, dass das Denken auf Berechenbarkeit basiert, d.h. dass es eine Art Algorithmus ist. Das impliziert, dass die Relationen zwischen den inneren Zuständen des Subjekts nomologisch sind. Ihre Eigenschaften erfordern nicht die Existenz von etwas außerhalb des Subjekts, denn propositionale Einstellungen sind Relationen zwischen Organismus (Subjekt), Proposition, die ein Urteil enthält, und Arten des Gegebenseins. Die Arten des Gegebenseins (*modes of presentation*) bilden mentale Repräsentationen, und diese sind die kleinsten Träger intentionaler Inhalte. Das Subjekt bezieht sich in seinen Überzeugungen auf eine innere Repräsentation, nicht auf ein externes Objekt. Für Fodor sind die Bedeutungen „im Kopf“, und sie müssen so sein, weil die Repräsentationen, wenn sie den Inhalt individuieren sollen, über formale Eigenschaften verfügen müssen, die diese Individuierung erlauben:

Der Inhalt allein kann Gedanken nicht unterscheiden. Genauer gesagt fordert die Komputationale Theorie des Geistes, dass zwei Gedanken nur dann inhaltlich unterschiedlich sein können, wenn sie mit Relationen zu formal unterschiedlichen Repräsentationen identifiziert werden können (Fodor, 1979, S. 227).

Fodor nennt diese Anforderung Formalitätsbedingung und zeigt, dass sie mit der kartesischen Behauptung zusammenhängt, dass der Charakter mentaler Prozesse irgendwie unabhängig von ihren umweltbedingten Ursachen und Wirkungen ist: „Die Formalitätsbedingung gleicht einer Art methodologischem Solipsismus“ (Fodor, 1979, S. 231).

Der methodologische Solipsismus wird jedoch für RTM problematisch, weil der Inhalt der mentalen Zustände auf ein Subjekt bezogen wird. Computationalismus scheitert am intensionalen Kontext der Urteile, die propositionale Einstellungen bilden. Der Fall wurde in der Charakteristik von RTM beschrieben. Kurz zusammenfassend: Das Problem beruht darauf, wie im Rahmen der RTM die Frage zu beantworten sei, warum man zwei widersprüchliche Überzeugungen über dasselbe Objekt haben kann. Anders gesagt, wird danach gefragt, warum der Mechanismus der Referenz in den intensionalen Kontexten manchmal (z.B. im Fall der koextensionalen Begriffe bzw. Wechselvorstellungen wie IOKASTE und ÖDIPUS' MUTTER oder BUFFALO BILL und WILLIAM FREDERICK CODY) nicht funktioniert. Dabei ist klar, dass Intension die Extension nicht determiniert, aber warum? Welches Modell des Geistes soll man bauen, welche Architektur benutzen, um den Prozess der intentionalen Bezugnahme in diesen Fällen zu beschreiben?

Fodor versucht, das Problem mittels Freges Konzeption von Sinn und Bedeutung zu lösen, aber er verfehlt dabei das Ziel, was unten erläutert wird. Die Semantik von Frege kann man auf die folgende Weise kurz beschreiben:

Sprache	Intension	Extension
	Sinn	Bedeutung
Namen	Art des Gegebenseins	Gegenstände
Sätze	Gedanke	Wahrheit oder Falschheit

Abb. 2. Sinn und Bedeutung bei Frege

Es gibt drei Dimensionen, nämlich Sprache, Intension und Extension. Zu der sprachlichen Sphäre gehören Zeichen, Namen und Sätze. Die intensionale Dimension enthält Sinn entweder als Art des Gegebenseins des Gegenstandes oder als Gedanke. Die extensionale Dimension enthält Bedeutungen, die in Bezug auf Namen Objekte in der äußeren Welt betreffen oder in Bezug auf Sätze die Wahrheit oder die Falschheit bezeichnen. Diese Bedeutungen werden von Frege auch als spezifische Objekte aufgefasst:

Die Bedeutung eines Eigennamens ist der Gegenstand selbst, den wir damit bezeichnen; die Vorstellung, welche wir dabei haben, ist ganz subjektiv; dazwischen liegt der Sinn, der zwar nicht mehr subjektiv wie die Vorstellung, aber doch auch nicht der Gegenstand selbst ist (Frege, 1994a, S. 44).

So haben z.B. die zwei Sätze „-1²“ und „1²“, indem sie Eigennamen derselben Zahl sind, dieselbe Bedeutung, aber nicht denselben Sinn. Beide haben einen Wahrheitswert, denn „-1²=1“ und „1²=1“, d.h. beide Sätze sind wahr, jedoch sie sind verschiedene Arten des Gegebenseins und somit haben sie nicht denselben Sinn, weil sie nicht denselben Gedanken enthalten. Der bestimmte Gedanke ist der Sinn des Satzes (vgl. Frege, 2002, S. 12–13). Begriffe sind demzufolge nichts anderes als Teile von Gedanken und sie können erst aufgrund der Zerlegung eines entsprechenden Gedankens in Argument und Funktion bestimmt werden:

Frege erklärt, dass wir Begriffe nur mit Zusammenhang mit Urteilen bilden können. Es ist so deswegen, weil Begriffe dazu dienen, Dinge zu charakterisieren und Relationen zwischen ihnen herzustellen. Diese Funktion können Begriffe aber nur erfüllen, indem sie in Urteilen verwendet werden. [Sie] stehen also in einer funktionalen Abhängigkeit von Urteilen: ihre Funktion können sie nur erfüllen, wenn sie in einem Urteil vorkommen (Carl, 1982, S. 27).

Fodor versteht die Fregesche Architektur anders, denn bei ihm sind Begriffe selbständig. Sie werden nicht durch die Zerlegung eines Gedankens gewonnen, sondern ein Gedanke wird durch Begriffe gebildet. Zuerst kommen also Begriffe vor und erst danach ein Urteil. Begriffe sind Symbole in der Sprache des Denkens, deswegen sind sie „im Kopf“, was sie als Arten des Gegebenseins ausschließt, weil die letzteren keinen subjektiven Charakter haben. Fodor will damit sagen, dass die Begriffe eine funktionale Rolle in der Bildung von propositionalen Einstellungen spielen, indem wir uns

durch Begriffe auf die Welt beziehen bzw. durch Arten des Gegebenseins, wie sie Frege versteht. Der intensionale Charakter von Sinn entsteht nicht dadurch, dass er etwas Internales ist, etwas im Kopf, sondern dadurch, dass der bestimmte Gegenstand dem bestimmten Subjekt auf eine bestimmte Art gegeben wurde.

Zu diesem Missverständnis kommt es deshalb, weil Fodor behauptet, dass sich ein Subjekt durch den Inhalt auf äußere Objekte bezieht. Er wechselt jedoch die Fregesche Vorstellung mit der Art des Gegebenseins:

Von der Bedeutung und dem Sinne eines Zeichens ist die mit ihm verknüpfte Vorstellung zu unterscheiden: die Vorstellung ist ganz subjektiv, der Sinn ist nicht mehr subjektiv wie die Vorstellung, aber doch auch nicht der Gegenstand. Im Sinn des Zeichens ist die Art des Gegebenseins enthalten (Frege, 1994a, S. 26).

Wenn Begriffe Arten des Gegebenseins sind, so wie Frege sie versteht, kann man nicht daraus schließen, dass sie im Kopf sind. Fodors Lesart von Frege ist also auf einem Fehlschluss gebaut. Die Auffassung von Twardowski bietet demgegenüber genau die Lösung an, die Fodor braucht, d.h. sie entspricht vielleicht besser der Auffassung der intentionalen Beziehung, die Fodor meint.

Phänomenologische Auffassung des Inhalts und Gegenstands und ihre Folgen für den Repräsentationalismus

Dass die Idee der Nutzbarkeit der Gegenstandslehre für die Philosophie des Geistes nicht ohne Relevanz ist, zeigt z.B. der Artikel „Kasimir Twardowski on the content of presentations“ von John Tienson, der in „Phenomenology and Cognitive Science“ publiziert wurde (Tienson, 2013). Solche Wissenschaftler wie Tienson sehen eine Hoffnung in den Auffassungen, wie sie eben Twardowski vertritt, dass nämlich die Objekte des mentalen Aktes als Objekte und nicht als propositionale Strukturen zu betrachten sind (vgl. Tienson, 2013, S. 486).

Der Grund, warum das Mentale in Form eines Satzes verfasst wurde, waren die Wahrheits- und Erfüllungsbedingungen, die dem Satz entsprachen. Anders gesagt, war das die Antwort auf die Frage, wie man entsprechend dem gesetzten Ziel in der Welt agiert, d.h. wie man von einem wahren

Gedanken zu einem anderen kommt, um sein Ziel zu erreichen. Die propositionale Form des Gedankens erklärte also erstens das zweckmäßige, intentionale Verhalten, zweitens ermöglichte sie die Naturalisierung des Geistes, indem das Denken mithilfe von symbolischen, physikalischen Strukturen realisiert wurde. Dann aber stieß man auf dieselben Hindernisse, die die Sprache überhaupt betreffen, wenn sie in Bezug auf Sprachbenutzer betrachtet wird, d.h. wenn nicht eine pure Semantik (also die Relation zwischen der Sprache und der Welt), sondern eine Pragmatik (die Relation zwischen Subjekt, Sprache und der Welt) in Frage kommt.

Twardowski unterscheidet zwischen Vorstellungen, Urteilen und Gefühlen, d.h. Affekten. Seiner Meinung nach wirft zugleich die intentionale Struktur von Vorstellungen ein Licht auf die analogische intentionale Struktur anderer mentaler Phänomene. Vorstellungen unterteilen sich ihm zufolge in den Akt des Vorstellens und das Vorgestellte. Das Vorgestellte wird wiederum in Inhalt (immanentes Objekt = das, was in der Vorstellung auftritt) und Gegenstand (= das, worauf man sich durch die Vorstellung bezieht) geteilt.

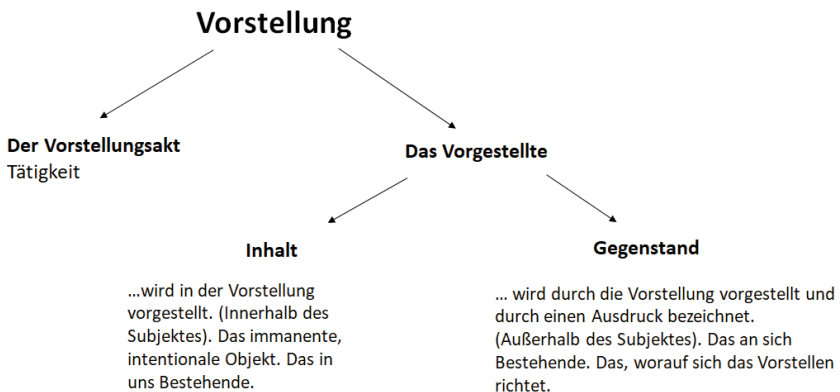


Abb. 3. Die Struktur der Vorstellung

Die Einstellung von Twardowski zur Struktur des mentalen Aktes bietet zwei auch von Tienson unterstrichene Vorteile. Erstens haben Inhalte keine propositionale Struktur und zweitens lassen sie sich naturalisieren. Tienson fasst zwar ausführlich die Theorie von Twardowski zusammen, gibt aber wenig Erklärungen dafür, wodurch diese Naturalisierung eigentlich erlaubt wird.

Er betont jedoch deutlich, dass Twardowskis Lehre für das Verstehen des phänomenalen Bewusstseins sehr wertvoll ist und dass davon auch die analytische Philosophie des Geistes profitieren kann (vgl. Tienson, 2013, S. 486).

Twardowski unterscheidet Vorstellungen von Urteilen, weil sie andere psychische Korrelate haben:

Was Vorstellungen und Urteile voneinander scheidet und sie als scharf gesonderte Classen psychischer Phänomene konstituiert, ist die besondere Art der intentionalen Beziehung auf den Gegenstand (Twardowski, 1894/1982, S. 5).

Diese Differenzierung hat noch einen Grund, der genauso gut für die gegenwärtige analytische Philosophie des Geistes geeignet wäre. Es geht nämlich um die Diskussion über Bedeutung. Twardowski zufolge ist eine Vorstellung die Bedeutung des Wortes. Die Bedeutung des Satzes ist ein Urteil:

Wenn nun das Verstehen eines einzelnen, eine Vorstellung bedeutenden Wortes darin besteht, dass die betreffende Vorstellung erweckt wird, so könnte man meinen, dass das Verstehen einer Aussage, welche ja stets *ex definitione* ein Urteil bedeutet, auf der Erweckung des Urteils beruhen müsste, welches die Bedeutung jener Aussage ausmacht (Twardowski, 1903/1917, S. 150)⁵.

Bedeutung ist also ein psychischer Korrelat der Wörter und Aussagen (Twardowski, 1903/1917, S. 148) und deshalb fällt sie unter die Definition von Intension, also dessen, was ein Name konnotiert, wobei Extension das wäre, was ein Name designiert. Was aber Vorstellungen und Urteile ähnlich macht, ist ihre Intentionalität, denn sie sind auf einen Gegenstand gerichtet. Die Relation des Gerichtetseins wird durch ein Zeichen des Gegenstandes vermittelt: Vorstellung hat ein psychisches Bild als Inhalt und Urteil, d.h. eine Existenz (vgl. Twardowski, 1894/1982, S. 9). Ein Gegenstand ist durch den Inhalt des mentalen Phänomens präsentiert. Anders gesagt, die Vorstellung des Gegenstandes weist durch den Inhalt auf den intentionalen Charakter des Aktes hin. Jedes mentale Phänomen hat einen Inhalt und einen Gegenstand und ist auf seinen Gegenstand gerichtet, nicht auf seinen Inhalt. Was in der Vorstellung gedacht wird, das ist ihr Inhalt,

⁵ Die polnische Version des Textes, den Twardowski selbst übersetzt hat, gibt diese Unterscheidung noch deutlicher wieder.

und was durch sie vorgestellt wird, das ist der Gegenstand (vgl. Twardowski, 1894/1982, S. 18; Haller, 1982, S. X):

Das eigentliche Objekt des Vorstellens und Urteilens ist aber weder das psychische Bild des Gegenstandes, noch seine Existenz, sondern der Gegenstand selbst (Twardowski, 1894/1982, S. 9).

Gegenstände sind keine intentionalen Objekte psychischer Akte. Inhalte hingegen können verstanden werden als etwas, wodurch ein Gegenstand (re)präsentiert wird.

Ob die Inhalte Präsentationen oder Repräsentationen sind, ist eine andere Frage. Haller z.B. weigert sich, über Repräsentationen zu sprechen (vgl. Haller, 1982, S. IX). Er meint, dass wir in Vorstellungen mit einer ternären Relation zu tun haben, bei der ‚was‘, ‚wem‘, ‚wie‘ repräsentiert wird (vgl. Haller, 1982, S. IX). Tienison dagegen übernimmt die wörtliche englische Übersetzung der Vorstellung als *Präsentation*, aber er begründet das damit, dass über den Teil des Inhalts, durch den der einfache Teil des Objekts dargestellt wird, nichts Wesentliches gesagt werden kann (Tienison, 2013, S. 495). Es geht nämlich darum, dass der Inhalt nie getrennt von einem Gegenstand existiert. Der Inhalt ist keine unabhängige Entität, sondern nur indirekt gegeben als etwas, was den Gegenstand vorstellt. Der Gegenstand ist als *unum* gegeben und es ist die Aufgabe des Inhalts, die Teile des Gegenstandes zu einer Einheit miteinander zu verbinden. Deswegen ist der Inhalt nicht ganz als Fregescher Sinn zu verstehen, obwohl er doch als Intension gelten kann (vgl. Rollinger, 2009, S. 13). Der Hauptunterschied ist aber, dass die leeren Namen nur den Sinn (Inhalt) und keine Bedeutung (bzw. Gegenstand) haben, was bei Twardowski unmöglich ist. Der Inhalt hat immer einen Gegenstand, weil es seine Funktion ist, Inhalt von etwas zu sein. Anders gesagt: kein Gegenstand – kein Inhalt. Wenn man also z.B. den Namen „Einhorn“ überlegt, dann wäre es für Frege ein leerer Name, weil er nur Sinn, aber keine Bedeutung (keine Extension) hat. Für Twardowski wäre das jedoch ein Name (oder besser eine Vorstellung), weil das Vorgestellte einen Inhalt (ein nichtexistierendes Objekt) und einen Gegenstand (ein Pferd mit einem Horn) hat. Der Inhalt befindet sich innerhalb der Vorstellung, der Gegenstand ist etwas, das durch die Vorstellung gegeben wird.

Die Abtrennung des Inhalts vom Gegenstand ist noch deutlicher, wenn man Wechselvorstellungen in Betracht zieht. Diese Vorstellungen verhalten sich wie koextensive Namen in intensionalen Kontexten (vgl. Röllinger, 2009, S. 13). Sie haben denselben Umfang, aber verschiedene Inhalte (oder nach Frege – dieselbe Bedeutung, aber verschiedenen Sinn). Diese Verschiedenheit ist real und besteht darin, dass zwei Vorstellungen (z.B. Iokaste und Ödipus' Mutter) verschiedenen Inhalt haben, aber durch diese Vorstellungen derselbe Gegenstand vorgestellt wird (vgl. Twardowski, 1894/1982, S. 32).

Nun entsteht aber das Problem des intentionalen Verhältnisses zwischen Inhalt und Gegenstand. Zur Erinnerung: Vorstellungen unterteilen sich in den Akt des Vorstellens und das Vorgestellte. Das Vorgestellte wird wiederum in Inhalt und Gegenstand unterteilt. Die intentionale Relation ist also zweifach. Ein Subjekt bezieht sich direkt auf den Inhalt seiner Vorstellung, der sich aber selbst nur im Zusammenhang mit dem Gegenstand ergibt. Damit bezieht man sich auf den Gegenstand und nicht auf den Inhalt: „Der Vorstellungsinhalt wird also immer vorgestellt als Inhalt jenes Aktes, der sich auf den durch diesen Inhalt vorgestellten Gegenstand bezieht“ (Twardowski, 1894/1982, S. 63). Wenn es aber so ist, dass man sich durch verschiedene Inhalte auf denselben Gegenstand bezieht, bleibt das Problem der Nichtaustauschbarkeit der koextensiven Vorstellungen in intensionalen Kontexten. Die einzige Lösung wäre, davon auszugehen, dass die Inhalte, wenn sie verschieden sind, auch verschiedene Gegenstände bezeichnen. Das scheint aber absurd zu sein, denn es gibt keine zwei Individuen Iokaste und Ödipus' Mutter, sie werden dem Subjekt nur auf verschiedene Art gegeben (wie Frege gesagt hätte).

Was die koextensiven Vorstellungen unterscheidet, ist ein Merkmal, das heißt, ein Bestandteil des Vorstellungsinhalts. Ein Merkmal ist gleichzeitig Teil des Vorstellungsgegenstandes. Wenn man sich etwas vorstellt, dann unter einem bestimmten Aspekt, der eben ein Teil des Vorstellungsgegenstandes ist. Es ist also natürlich nicht so, dass durch zwei verschiedene Inhalte in Wechselvorstellungen zwei verschiedene Gegenstände vorgestellt werden, sondern sie stellen einen Gegenstand vor, der jedoch auf diese und nicht eine andere Weise präsentiert wird. Aber diese zusammengesetzten Inhalte beziehen sich immer auf den Gegenstand als eine Einheit.

So ist die Vorstellung von Iokaste eine Zusammensetzung von bestimmten Eigenschaften und einer bestimmten Relation zu dem Subjekt. Tienson fasst zusammen:

Alles, was einem Subjekt über einen Gegenstand bewusst ist, wenn er vorgestellt wird, muss einen entsprechenden materialen Bestandteil im Inhalt dieser Vorstellung haben (Tienson, 2013, S. 496).

Die materialen Bestandteile stellen den Gegenstand in einem bestimmten Verhältnis zu dem Subjekt vor, z.B. ein Haus, das mir gegenüber steht (also stelle ich mir nur seine frontale Wand, aber keinen hinteren Teil vor, ich sehe nur zwei Fenster, den vorderen Teil des Dachs usw.) Die formalen Bestandteile binden diese Elemente zusammen:

Die Verhältnisse, welche auf Grund der Vorstellungen der formalen Bestandteile des Gegenstandes zwischen den materialen Bestandteilen des Inhalts entstehen, bilden in ihrer Gesamtheit das, was man allgemein als die „Form der Synthese“ mit Rücksicht auf den Vorstellungsinhalt bezeichnet (Twardowski, 1894/1982, S. 70).

Twardowskis Auffassung der kognitiven Fähigkeiten in Form einer Vorstellung erlaubt besser zu erklären, warum jemand widersprüchliche Meinungen haben kann, z.B., dass Buffalo Bill Bisonjäger war, aber William Frederick Cody nicht. Wie auch Tienson es deutlich äußert, eine Charakteristik des Denkens als aus propositionalen Einstellungen gebaut, erlaubt das nicht (vgl. Tienson, 2013, S. 494).

Ein verbesserter Repräsentationalismus

Sowohl Twardowski als auch Fodor haben ein gemeinsames Ziel. Allgemein gesagt, wollen sie die Architektur des Geistes und die Mechanismen des Denkens beschreiben (vgl. Rollinger, 2009, S. 9). Was hätte dann Fodor tun sollen, um – erstens – auf Repräsentationen nicht verzichten zu müssen und – zweitens – die Fälle von koextensiven Begriffen in intensionalen Kontexten zu erklären? Zusammenfassend kann man drei folgende Korrekturen festhalten, die für den Repräsentationalismus nützlich wären:

1. Die Rolle des Inhalts: Fodor versteht den Inhalt als eine Repräsentation und den Gegenstand als ein Referenzobjekt. Anders gesagt, sind Repräsentationen Träger des intentionalen Inhalts, wodurch man sich auf Gegenstände bezieht. Nach Fodor determinieren somit die Inhalte die intentionale Beziehung des Subjekts auf einen Gegenstand. Diese Rolle des Inhalts wurde aber falsch angenommen. Zwar ist es wahr, dass der Inhalt die intentionale Beziehung vermittelt, aber er spielt nur eine sekundäre Rolle in diesem intentionalen Verhältnis, denn der Schwerpunkt dieser Relation liegt auf der Seite des Gegenstandes, der so und nicht anders dem Subjekt erscheint. Wenn die Inhalte die intentionale Beziehung determinieren würden, wäre der Gegenstand unwichtig. Es könnte nicht einmal einen Gegenstand geben. Deswegen ist hier Twardowskis Lösung der koextensionalen Begriffe (Wechselvorstellungen) passender, weil sie besagt, dass derselbe Gegenstand durch unterschiedlichen Inhalt vorgestellt wird (Twardowski, 1894/1982, S. 32). Der Inhalt, so wie ihn Twardowski versteht, erfüllt die Aufgaben, die Fodor von ihm verlangt. Twardowskis Inhalt und Fodors Repräsentation sind nämlich real. Diesen Realismus muss Fodor in Bezug auf Repräsentationen voraussetzen, wenn er sie als eine reale Ursache der propositionalen Einstellungen betrachtet. Fodor vermischt aber die intrinsische kausale Relation zwischen Repräsentationen und den intentionalen Bezug auf ein externes Objekt. Die Repräsentationen determinieren den Bezug auf das Objekt nicht, sondern sie werden von dem Objekt determiniert.
2. Intentionalität: Fodors Erachtens bezieht man sich durch den Inhalt der Repräsentationen auf den Gegenstand. Inhalte sind Vermittler, denn sie befinden sich zwischen Subjekt und Gegenstand. Twardowski stellt den intentionalen Bezug explizit als ternär dar: Er besteht zwischen Subjekt, Inhalt und Gegenstand, was auch Fodor beabsichtigt, jedoch bei Twardowski erfüllen die psychischen Inhalte keine vermittelnde Funktion (vgl. Chrudzimski, 2001b, S. 122). Trotzdem wären Fodors Probleme mit dem intentionalen Bezug vermeidbar, wenn er Twardowskis statt Freges Architektur verwendet hätte. Fodor übernimmt die Art des Gegebenseins von Frege und damit will er das Rätsel der koextensionalen Begriffe lösen. Dadurch muss er aber auf den engen Inhalt verzichten, was wieder unmöglich ist, wenn er die Berechenbarkeit behalten möchte. Bei Twardowski funktioniert diese Architektur, und zwar

gerade wegen ihres internalistischen Charakters. Auch die Behauptung, dass Intentionalität eine Relation ist, lässt sich aufrechterhalten, weil der Gegenstand der intentionalen Beziehung immer präsent ist, selbst wenn der Gegenstand in der Wirklichkeit nicht existiert (vgl. Chrudzimski, 2001b, 122)⁶.

3. Repräsentationen: Die Fregeschen Arten des Gegebenseins (*Fodors modes of presentation*, d.h. Begriffe) liegen auf der Seite des Gegenstandes und nicht des Inhalts. Sie sind nicht im Kopf und können deshalb nicht ein Teil der Sprache des Denkens sein. Was Fodor als Repräsentation erwägt, entspricht eher Twardowskis Vorstellung, und die Arten des Gegebenseins (*modes of presentations*) seinem Inhalt. Die Verbindungsmechanismen zwischen Inhalt und Gegenstand funktionieren auf diese Weise, dass Repräsentationen zu der immanenten Sphäre des Geistes gehören, aber sie sind auch mit dem äußeren Element verbunden, der ein Gegenstand ist. Sie stehen in der formalen und materialen Verbindung zu den Gegenständen. Die materialen und formalen Konstituenten (Merkmale) eines Gegenstandes finden ihr Abbild in den materialen und formalen Konstituenten des Inhalts. Dieser Ansatz zur Vorstellung entspricht dem Standpunkt von Meinong (1889), auf den sich Twardowski bezieht (1903/2017): Neue Vorstellungen werden von den schon bestehenden zusammengesetzt, und wie kräftig sie vorkommen, hängt davon ab, ob sie anschaulich oder unanschaulich, also entweder als Vorstellung oder als Begriff vorkommen: „Diese Komplexion wird nun eine anschauliche oder unanschauliche Vorstellung sein, je nachdem die Verbindung zwischen den Bestandstücken“ (Twardowski, 1903/2017, S. 146). Repräsentationen sind für Fodor die Vermittler zwischen dem Subjekt und der Welt und die kleinsten Bausteine der mentalen Zustände, wobei er gleichzeitig behauptet, dass noch kleinere Bestandteile der Repräsentationen Arten des Gegebenseins (*modes of presentations*) sind, die den Inhalt von Repräsentationen bilden. Den Begriff leiht Fodor von Frege, aber er modifiziert ihn und damit verwickelt er sich in die Diskussion mit Frege, indem er sagt, dass die Arten des Gegebenseins „im Kopf“ sind. Doch Fodor verwechselt die Fregesche Vorstellung mit der Art des Gegebenseins. Wenn er

⁶ Was noch von Twardowski noch manchmal undeutlich geäußert wurde, übernahm und erklärte Meinong in seiner Ontologie (vgl. Chrudzimski, 2001b, S. 123).

aber Repräsentation auf Twardowskis Weise konstruiert hätte, hätte er sie nicht modifizieren müssen. Die Vorstellung in der Lehre von Twardowski (die in RTM weiter Repräsentationen genannt werden könnte) hat nämlich die Eigenschaften, die Fodor braucht, um seine Thesen über den intensionalen Charakter des Inhalts und den Internalismus in Bezug auf Bedeutungen zu behalten.

Dabei muss man aber bemerken: Diese neue Art der Repräsentationen hat keine sprachliche (propositionale) Form. Es sind relational gebaute immanente Objekte, die das Wahrgenommene (oder eher das Vorgestellte) auf dem Grund der spezifischen Verbindung mit dem vorgestellten Gegenstand wiedergeben. Wenn man tatsächlich Vorstellung unter Repräsentation subsumiert, dann können die Inhalte der Vorstellungen in der neu gebauten Architektur der RTM *modes of presentations* sein (vgl. Hickerson, 2009, S. 7).

Kurz und knapp gesagt: Um die RTM zu verbessern, müsste man vor allem auf die Sprache des Denkens verzichten und statt propositionaler Einstellungen eher etwas in der Form von Vorstellungen einführen und zwar deswegen, weil es doch nicht nur mentale Zustände gibt, die eine propositionale Struktur haben. Eine solche Herangehensweise an die Architektur des Geistes, die die nicht-propositionale Natur von Repräsentation und Intentionalität berücksichtigt, ist Teil des Programms der phänomenalen Intentionalität (Kriegel, 2013; Grzankowski, Montague, 2018). Die Komputationale (bzw. Computer-) Theorie des Geistes kann mit dem phänomenalen Inhalt von Empfindungen, Emotionen, Urteilen usw. nicht umgehen. Fodor selbst war sich auch dessen bewusst. Sein Buch *Language of Thought 2* (Fodor, 2008) ist ein Versuch, dieses Problem anzugehen. Er beschäftigt sich dort mit nichtbegrifflichen Inhalten am Beispiel visueller Erfahrungen. Jedoch wurden die Probleme des Computationalismus damit nicht gelöst. Man braucht – wie schon gesagt – ein neues Programm.

Das ‚alte‘ Programm der Naturalisierung des Inhalts hat einen festen Platz in der Kognitionswissenschaft. In diesem Rahmen unterstrich Repräsentationalismus den Zusammenhang zwischen psychologischen und physischen Prozessen: die mentalen Prozesse haben entsprechende neuronale Korrelate, bzw. sie supervenieren an der physischen Struktur (Schlicht, Smortchkova, 2018). Mit der Zeit verabschiedete man sich vom Gedanken, dass der Geist über eine Sprache des Denkens verfügt und das Denken in propositionaler Form verläuft. Es kam eine Wende in die Richtung der phänomenalen

Intentionalität, die folgend charakterisiert wurde: Das Phänomenale ist grundlegend und geht mit Intentionalität einher. Phänomenale Intentionalität hat Eigenschaften, die der propositionalen Intentionalität fehlen. Sie setzt enge Inhalte voraus, ist subjektiv und primär (Kriegel, 2018, S. 6). Phänomenale Intentionalität schließt jedoch die Naturalisierung in dem Sinn nicht aus, dass sie eine naturalistische Methode der Untersuchung zulässt (Mendelovici, Bourget, 2014).

Die verbesserte RTM lässt sich also auf bestimmte Weise naturalisieren, ohne die phänomenalen Eigenschaften zu verlieren. Nach Fodor soll Intentionalität naturalisiert werden, damit sie als naturwissenschaftliche Erklärung der mentalen Zustände dienen kann. Repräsentationen müssen auch real sein, um als die Ursache dieser Zustände zu gelten. Tienson meint, dass auch die nach Twardowski verstandenen Inhalte sich naturalisieren lassen:

Die Psychologie untersucht die Beschaffenheiten und Gesetze, die den psychischen Phänomenen, den psychischen Gegenständen eigen sind (Twardowski, 1894/1982, S. 39).

Twardowski untersucht diese Gesetze, vor allem „das Verhältnis des Vorge stelltwerdens eines Gegenstandes durch den Inhalt“ (Twardowski, 1894/1982, S. 69). Man kann vermuten, dass eben diese Verhältnisse sich naturalisieren lassen. Die intentionale Relation bzw. der intentionale Charakter eines mentalen Zustandes entsteht in Verbindung mit einem Gegenstand, den es gibt, egal ob er existiert oder nicht. Die Vorstellungen sind nie leer, aber nicht, weil sie Inhalte haben, sondern, weil diese Inhalte ein Zeichen des Gegenstandes sind. Das Problem der Naturalisierung von Intentionalität hängt mit dem Problem der Existenz zusammen (Erhard, 2014). Deshalb ist die Naturalisierung von Intentionalität bei Twardowski möglich, weil jede Vorstellung einen Gegenstand hat.

Zusammenfassung

Die phänomenologische Lehre über Inhalt und Gegenstand bildet eine Brücke zwischen der phänomenologischen Wende in der Kognitionswissenschaft und dem Repräsentationalismus in der Philosophie des Geistes. Es geht hier nicht nur darum, die Schwierigkeiten zu überwinden, die die koextensiven Begriffe in intensionalen Kontexten verursachen, sondern auch um eine Verbindung

des Subjekts mit der Welt, die nicht nur aus existierenden Gegenständen besteht – wie der Baum, den ich jetzt gerade sehe –, sondern auch wie die Bäume, die hier noch vor ein paar Tagen wuchsen, aber gefällt wurden, und die ich jetzt vermissе. Diese Verbindung ermöglicht, das psychische Leben eines Subjekts viel tiefgehender zu beschreiben, denn es ist auch viel umfangreicher als eine Reiz-Reaktion. Diese Lehre beschreibt die Struktur und Funktion der psychischen Phänomene in der Architektur des Geistes, schließt aber das Subjekt nicht im internalistischen Inhalt seiner mentalen Zustände ein, sondern bietet ihm einen Weg zum Reich der Gegenstände mit den Werkzeugen der deskriptiven Psychologie an.

The materials for the publication were compiled during a residency on a Polish Historical Mission scholarship at the Julius Maximilian University in Würzburg over the period 02.02.2020 – 17.02.2020. The scholarship was funded by the Rector of the Nicolaus Copernicus University in Toruń, Prof. dr. hab. Andrzej Tretyn.

Literatur

- Betti, A. (2017). Twardowski and Brentano. In U. Kriegel (Ed.), *The Routledge handbook of Franz Brentano and the Brentano school* (pp. 305–311). Routledge.
- Brentano, F. (1874). *Psychologie vom empirischen Standpunkt*. Duncker & Humblot.
- Brentano, F. (1911). Klassifikation der psychischen Phänomene. Anhang zu: *Brentano, Franz 1874: Psychologie vom empirischen Standpunkt*. Duncker & Humblot.
- Carl, W. (1982). *Sinn und Bedeutung: Studien zu Frege und Wittgenstein*. Hain.
- Chalmers, D. J. (1996). *The conscious mind: In search of a fundamental theory*. Oxford University Press.
- Chemero, A. (2000). Anti-representationalism and the dynamical stance. *Philosophy of Science*, 67 (4), 625–647. <https://doi.org/10.1086/392810>
- Chrudzinski, A. (2001a). *Intentionalitätstheorie beim frühen Brentano*. Kluwer Academic Publishers.
- Chrudzinski, A. (2001b). Die Theorie der Intentionalität Meinongs. *Dialectica*, 55 (2), 119–143.

- Chrudzinski, A. (2005). *Intentionalität, Zeitbewusstsein und Intersubjektivität: Studien zur Phänomenologie von Brentano bis Ingarden*. Ontos Verlag.
- Dretske, F. (1995). *Naturalizing the mind*. MIT Press.
- Erhard, Ch. (2014). *Denken über nichts – Intentionalität und Nicht-Existenz bei Husserl*. De Gruyter.
- Fodor, J. A. (1975). *The language of thought*. Harvard University Press.
- Fodor, J. A. (1985). Fodor's guide to mental representation: The intelligent auntie's vade-mecum. *Mind*, 94 (373), 76–100.
- Fodor, J. A. (1994). *The elm and the experts: Mentalese and its semantics*. MIT Press.
- Fodor, J. A. (1998). *Concepts: Where cognitive science went wrong?* Oxford Clarendon Press.
- Fodor, J. A. (2008). *LOT 2: The language of thought revisited*. Oxford University Press.
- Fodor, J. A. (2018). Propositionale Einstellungen (J. Schröder, Trans.). In T. Schlicht & J. Smortchkova (Eds.), *Mentale Repräsentationen*. Suhrkamp.
- Fréchette, G. (2013). Brentano's thesis (revisited). In D. Fisette & G. Fréchette, *Themes from Brentano* (pp. 91–119). Editions Rodopi.
- Frege, G. (2002). Funktion und Begriff. In M. Textor (Ed.), *Funktion, Begriff, Bedeutung* (pp. 19–39). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Frege, G. (1994). Über Sinn und Bedeutung. In G. Patzig (Ed.), *Funktion, Begriff, Bedeutung* (pp. 23–46). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Gallagher, S., & Zahavi, D. (2008). *The phenomenological mind: An introduction to philosophy of mind and cognitive science*. Routledge.
- Grzankowski, A., & Montague, M. (Eds.). (2018). *Non-propositional intentionality*. Oxford University Press.
- Haller, R. (1982). Einführung. In K. Twardowski, *Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen*. Philosophia Verlag.
- Hickerson, R. (2009). Twardowski and representationalism. *The Baltic International Yearbook of Cognition, Logic and Communication*, 4: 200 Years of Analytical Philosophy. <https://doi.org/10.4148/biyclc.v4i0.127>
- Ingarden, R. (1996). Zur Grundlegung der Erkenntnistheorie. In R. Ingarden, *Gesammelte Werke* (Vol. 7, edited by W. Galewicz). De Gruyter.
- Kriegel, U. (2006). Consciousness, theories of. *Philosophy Compass*, 1 (1), 58–64.

- Kriegel, U. (Ed.). (2013). *Phenomenal intentionality*. Oxford University Press.
- Kriegel, U. (2016). Brentano's mature theory of intentionality. *Journal for the History of Analytical Philosophy*, 4 (2), 1–15.
- Meinong, A. (1889). Über Phantasievorstellungen und Phantasie. *Zeitschrift für Philosophie und Philosophische Kritik*, 95, 161–244.
- Mendelovici, A., & Bourget, D. (2014). Naturalizing intentionality: Tracking theories versus phenomenal intentionality theories. *Philosophy Compass*, 9 (5), 325–337.
- Metzinger, T. (2004). *Being no one: The self-model theory of subjectivity*. MIT Press.
- Pacholik-Żuromska, A. (2012). Ewolucja języka myśli. *Diametros*, 34, 79–91.
- Putnam, H. (1985). The meaning of 'meaning'. In *Philosophical papers, vol. 2: Mind, language and reality*. (Original work published 1975)
- Rollinger, R. (2009). Brentano's psychology and logic and the basis of Twardowski's theory of presentations. *The Baltic International Yearbook of Cognition, Logic and Communication*, 4: 200 Years of Analytical Philosophy. <https://doi.org/10.4148/biyclc.v4i0.130>
- Schlicht, T., & Smortchkova, J. (Eds.). (2018). *Mentale Repräsentationen*. Suhrkamp.
- Schröder, J. (2001). *Sprache des Denkens*. Königshausen & Neumann.
- Seth, A. K. (2015). The cybernetic Bayesian brain – From interoceptive inference to sensorimotor contingencies. In T. Metzinger & J. M. Windt (Eds.), *Open MIND*. MIT Press.
- Smith, D. W., & Thomasson, A. L. (2005). *Phenomenology and philosophy of mind*. Clarendon Press.
- Stich, S. (1983). *From folk psychology to cognitive science: The case against belief*. MIT Press.
- Tienson, J. (2013). Kasimir Twardowski on the content of presentations. *Phenomenology and the Cognitive Sciences*, 12. <https://doi.org/10.1007/s11097-013-9300-8>
- Turing, A. M. (1994). Kann eine Maschine denken? (P. Gänßler, Trans.). In W. Ch. Zimmerli & S. Wolf (Eds.), *Künstliche Intelligenz: Philosophische Probleme*. Reclam. (Original work published 1950)
- Wilson, M. (2002). The six views of embodied cognition. *Psychonomic Bulletin & Review*, 9 (4), 625–636.
- Twardowski, K. (1982). *Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen*. Philosophia Verlag. (Original work published 1894)

- Twardowski, K. (2017). Über begriffliche Vorstellungen. In A. Brożek, J. Jadacki, & F. Stadler (Eds.), *Kasimir Twardowski* (Vol. 25). Springer. (Original work published 1903)
- Twardowski, K. (1924). *O istocie pojęć*. Wydawnictwo Polskiego Towarzystwa Filozoficznego we Lwowie.

Author note

Anita Pacholik-Żuromska – habilitation in Social Sciences in the discipline of Cognitive Science and Social Communication, Doctor of Humanities in the field of Philosophy, MA in German Philology, professor at the Department of Cognitive Science, at the Institute for Information and Communication Research at the Nicolaus Copernicus University in Toruń. Member of the Polish Philosophical Society, Mind Group at the Frankfurt Institute for Advanced Studies in Frankfurt am Main, President of the Polish Cognitive Society. Beneficiary of the scholarships: GFPS (2004/05), DAAD (2006/07), Bednarowski’s Trust, Laureate of the Scientific Scholarship of the Ministry of Science and Higher Education for Outstanding Young Scientists (2012). Author of the books: “Intentionality-Understanding-Self-Knowledge. The philosophical problem of cognition in the light of cognitive sciences” (2016), “Getting to know oneself. The conceptual foundations of self-knowledge” (2011), “German analytical philosophy of mind” (ed.) (2011).

Address for correspondence: Dr. habil. Anita Pacholik-Żuromska, prof. NCU, Department of Cognitive Science, Nicolaus Copernicus University, ul. Bojarskiego 1, 87-100 Toruń, Poland.

Zitat

Pacholik-Żuromska, A. (2025). Die Relevanz der Vorstellungslehre von Kazimierz Twardowski für die Repräsentationale Theorie des Geistes. *Analiza i Egzystencja*, 70 (2), 45–72. <https://doi.org/10.18276/aie.2025.70-02>.